



# Feiern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Berausgegeben vom Milionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis ganzjährig: Osterreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 zK, Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 24.000 u. K., Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Ismeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 2.

Februar 1927.

XXX. Jahrgang.

### Apostolische Präfektur Lydenburg.

(Allgemeine Übersicht.)

Von Br. August Cagol, F. S. C.

Die Apostolische Präfektur Lydenburg im östlichen Transvaal, das Arbeitsfeld der Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu, hat einen Flächeninhalt von 83.033 Geviertkilometern, ist also ungefähr so groß wie das heutige Osterreich. Während aber dieser zugestuzte Bundesstaat noch an sieben Millionen Einwohner zählt, haben wir deren hier auf der gleichen Flächenausdehnung nur annähernd eine halbe Million, nämlich 80.000 Weiße und 400.000 Schwarze.

Diese Menschen, alle Ebenbilder des einen Gottes, pflegen sehr verschiedene Arten der Gottesverehrung. Unter den Weißen sind etwa 1100 Katholiken, ebenso viele Lutheraner, 1800 Presbyterianer, 3000 Methodisten, 7000 Anglikaner, 62.000 Calvinisten und 2000 Juden. Außerdem gibt es Anhänger einer ganzen Zahl kleinerer Sekten.

Die eingeborenen Vantu sind zum Teil noch heidnisch, zum Teil sind sie von einzelnen christlichen Sekten gewonnen worden, von denen

Lutheraner, Methodisten und Calvinisten den größten Anhang haben. Während die Protestanten seit Jahrzehnten ungehindert in diesem Gebiete arbeiteten, konnte die katholische Mission des ausgedehnten Apostolischen Vikariats Transvaal nur zwei Priester für diesen Teil zur Verfügung stellen, weshalb sich unter den Schwarzen nur sehr wenige Katholiken, meist nur Eingewanderte, befinden. Doch steht die „Kirche von Rom“ in hohem Ansehen auch bei den protestantisch beeinflussten Negern, eine Wirkung der gegneten Tätigkeit der Mariannhiller Missionäre. Zum letzten Teile gehören die Eingeborenen Südafrikas sogar schon eigenen „Bantukirchen“ an, die von unternehmenden Führern angesichts der im protestantischen Sektenwesen herrschenden Verwirrung, in Nachahmung europäischer Nationalkirchen und auch aus Abneigung gegen die verhassten Weißen, die selbst nicht nach ihrer Religion leben, gegründet wurden. Die Anhänger dieser Eingeborenenkirchen befinden sich allerdings meist

in den großen Städten, mit denen der Lydenburger Missionsprengel glücklicherweise nicht gesegnet ist. Hier seien einige Namen von „Bantufkirchen“ wiedergegeben: „Kirche Christi“, „Brüder Christi“, „Natürliche Kirche von Äthiopien“, „Christ-katholisch-apostolische Kirche in Sion“, „Pfingstheiligkeit“, „Afrikanisch-bischöfliche Methodistenkirche“, „Orden von Äthiopien“, „Melchisedech, König von Salem“, „Vereinigte Äthiopisch-katholische Kirche von Südafrika“, „Christlich-katholische Kirche in Übereinstimmung mit Eingeborenen sitte“, „Kirche Christi für die Union (von Südafrika) und Schutz der Bantusitte“.

Diese Namen führen eine beredte Sprache. Außer aufrichtigem religiösen Empfinden ist unverkennbar der tiefe Wunsch nach Anerkennung der Eigenart und Menschenwürde des von Anhängern christlicher Kirchen des zivilisierten Europa entrechteten Eingeborenen, der sich ausdrückt in den Bezeichnungen „Übereinstimmung und Schutz der Bantusitte“ und „äthiopisch“. Das Wörtchen „katholisch“ wird vielfach auch von protestantischen Sekten zur Begründung der „Wahrheit“ ihrer Lehre beansprucht und ist so von den schwarzen Religionsstiftern mitübernommen worden. Diese Eingeborenenkirchen können wahres Christentum nur in Verzug bringen und sind nicht imstande, wohlthätigen Einfluß auf unbeschnittene Eingeborene auszuüben. Unter den gebildeten Schwarzen befindet sich bereits eine Anzahl, die sich von der Religion überhaupt losgesagt haben. Eine ernste Gefahr ist der Islam, der an der afrikanischen Ostküste immer mehr nach Süden und von der Küste aus immer mehr ins Landesinnere eindringt.

Die Präfektur Lydenburg umfaßt zwölf politische Distrikte, nämlich Lydenburg, Pilgrims' Rest, Barberton, Belfast, Bethal, Carolina, Ermelo, Piet Retief, Standerton, Wakkerstroom, Middeldburg und Witbank. Der Name des ältesten Ortes mußte auch zur amtlichen Bezeichnung des kirchlichen Sprengels dienen.

### 1. Lydenburg.

Lydenburg (spr. Leedenbörg) war der Sitz einer der vier alten Burenrepubliken (außer Potchefstroom, Utrecht und Zoutpansberg). 1847 hatte der Burenführer Hendrik Potgieter sich mit seinen Leuten hier niedergelassen, und die junge Ansiedelung erhielt wegen der blutigen Bedrängung durch die Zulu den Namen „Stadt der Leiden“. Heute ist Lydenburg ein beschauliches, schmuckes Landdorf von etwa 1100, meist burischen Einwohnern, das, in der weiten Talenkung westlich der Drachensberge gelagert, aus dem dichten Grün seiner üppigen Gärten traulich hervorlugt.

Hier sind gegen 50 Katholiken, deren Seelsorge ein Pater versieht. Seit etwa 30 Jahren befindet sich am Orte eine Niederlassung von „Loreto-Nonnen“, dem irischen Zweige der „Englischen Fräulein“, die eine vorzügliche Schule mit großem Internat leiten. Vor acht Jahren wurde an das Kloster eine größere Kapelle angebaut, die auch als Pfarrkirche dient.

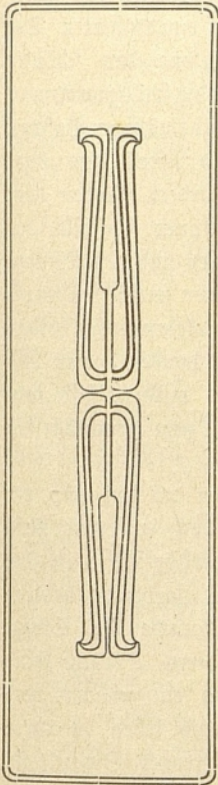
Eine Wegstunde westwärts von Lydenburg befindet sich die Missionsfarm Maria-Trost. Hier ist Eingeborenenmission. Infolge der hierzulande geübten scharfen Scheidung zwischen Weißen und Schwarzen war der Erwerb dieser Farm eine Missionsnotwendigkeit, denn nur durch Sicherung eines Grundbesitzes kann Fuß gefaßt werden zur Missionierung der Schwarzen. Jeder Farmbesitzer hat das Recht, Eingeborene auf seinem Grund und Boden anzusiedeln, deren Zahl Beschränkungen unterliegt und sich natürlich nach der Größe des Grundbesitzes richtet.

Die Farm ist 573 Kapmorgen oder 490 Hektar groß und wird von drei Bächen durchflossen, von denen einer einen künstlichen Teich speist, der abgelassen und zu Bewässerungszwecken sowie zum Betriebe einer kleinen Mühle verwendet werden kann. Auf Maria-Trost wohnen 18 eingeborene Familien, die mit den auf den Nachbarfarmen ansässigen Schwarzen den Gegenstand der Missionstätigkeit bilden.

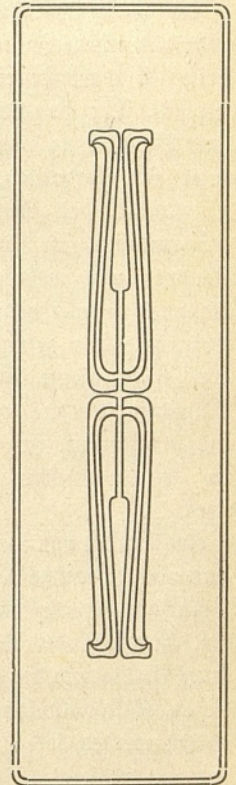
Die Bantu sind ein prächtiger Menschen-  
schlag. Heiter, gutmütig, gastfreundlich und be-  
dürfnislos, leben sie ohne viel Sorgen für die  
Zukunft. Sie haben ein großes Verlangen nach  
Schulbildung und setzen ihren Ehrgeiz darein,  
es den Weißen in Wissen und Können nachzutun.

Seit kurzer Zeit sind drei der so ausgezeichnet  
wirkenden Missionschwwestern vom „Kostbaren

Farm eine ganze Anzahl von Bauten ent-  
standen, außer Kirche, Schule und Schwestern-  
behausung ein Wohnhaus, eine große Schreiner-  
werkstatt mit Maschinenbetrieb, eine Mühle  
und verschiedene kleinere Räume, die zweck-  
entsprechend zerstreut, unter den hohen Baum-  
gruppen hervorragten und den Eindruck eines  
stillen Dörfchens hervorrufen.



Sobhuza, König der Swazineger.



Blute“ auf Maria-Trost tätig und leiten die  
Schule, unterstützt von drei eingeborenen Lehr-  
rinnen. Als erprobte Missionärinnen verkehren  
sie gleich mit den Schwarzen in ihrer Sprache.  
Sie lehren die Mädchen nebenbei Haus- und  
Handarbeiten, Körbe und Matten flechten  
u. dgl. m. Es herrscht da emsiges Treiben ohne  
Hast und Überstürzung in Schule, Kirche und  
Hof, das Ganze umschlossen von langen Reihen  
schattiger Schwarzrindenakazie.

Im Verlaufe von zwei Jahren sind auf der

Im ausgedehnten Lydenburger Distrikte gibt  
es noch ganz heidnische Volksteile, so die Bapedi  
im nordwestlich gelegenen Sekukunaland.  
Der Häuptling dieses Zweiges der Basuto  
hatte selbst Missionäre verlangt und zwar aus-  
drücklich katholische. Von der Missionsleitung  
aus wurden auch bereits zwei Erkundungs-  
reisen ins Sekukunaland unternommen und bei  
der Regierung in Pretoria die Niederlassungs-  
erlaubnis nachgesucht, die anfänglich erteilt,  
dann aber zeitweilig wieder aufgehoben wurde:

man will erst Bohrversuche auf Platin anstellen im Lande der Bapedi; wenn diese erfolgreich sein sollten, dann müßten die Eingeborenen wahrscheinlich ihre gegenwärtigen Wohnsitze verlassen, um anderswo angesiedelt zu werden.

## 2. Pilgrims' Nest.

Der große Lydenburger Distrikt wurde vor mehr als einem Jahre geteilt und die östliche Seite als neuer Distrikt Pilgrims' Nest abgetrennt. Der Hauptort gleichen Namens mit einer Bevölkerung von etwa 500 Weißen, darunter 60 Katholiken, besteht seit 1873 als Mittelpunkt des reichsten Alluvialgoldfeldes. Hier wurden im angeschwemmten Erdreich Klumpen von mehreren Pfunden und Kilogrammen des glänzenden Edelmetalles gefunden; der größte hier gefundene „Nugget“ wog gar über 6 kg. Heute ist es mit märchenhaften Alluvialfunden aus und vorbei, und der Goldabbau beschränkt sich auf die Gewinnung des im harten Gestein eingesprenkelten Gold-erzes.

Im Distrikt von Pilgrims' Nest befinden sich auch noch heidnische Neger, und zwar im Osten gegen die Grenze von Portugiesisch-Ostafrika hin. Hier befindet sich auch die Regierungsfarm Kollie und die große Sabiewildschonung, die ein Nationalwildpark oder natürlicher Tiergarten werden soll.

## 3. Barberton.

Im südlich gelegenen Distrikte Barberton besitzt die Mission im gleichnamigen Hauptorte eine kleine Pfarrkirche mit Priesterwohnung für die Seelsorge der kleinen katholischen Gemeinde von etwa 80 Seelen. Barberton ist ein anderes Goldgräberstädtchen, das vor etwa 40 Jahren ins Dasein trat. Seinen Namen erhielt es nach einem Brüderpaare „Barber“, den Entdeckern eines Goldlagers. Mit der Entdeckung der wichtigsten Goldgrube, der „Sheba-

mine“, begann das Goldfieber, und Goldgräber strömten von allen Seiten zu, so daß die junge Stadt binnen einem Jahre 8000 Einwohner zählte. Fast gleichzeitig wurden die reichen Johannesburg Goldfelder entdeckt, und die Bevölkerung Barbertons nahm allmählich wieder ab; sie zählt heute 1200 Weiße.

Das hübsche Städtchen liegt im anmutigen, von hohen, grünbewaldeten Bergen, den Ausläufern der Drachenskette, eingerahmten De-kaaptal und ist unbestreitbar der schönste Ort der Präfektur. Heute geht die Goldgewinnung Barbertons in ruhigen, gewerbsmäßigen Bahnen vor sich. Außer Gold wird Asbest von vorzüglicher Beschaffenheit gefördert. Neben dem Bergbau wird im Barbertoner Distrikt der Landwirtschaft im allgemeinen und dem Baumwollbau im besondern immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die Alluvialebenen der beiden Flüsse Komati und Lomati machen diesen Distrikt, der sich dazu eines milden, fast subtropischen Klimas erfreut, zum fruchtbarsten der Präfektur.

Barberton liegt nur etwa 20 km von der Grenze des Swasilandes entfernt. Aus diesem Umstande ist es erklärlich, daß die Mehrzahl der in und um Barberton bediensteten Schwarzen dem Stamme der Swazi oder Baswazi angehört, deren Sprache eine Zulumundart ist. Sie sind ein schöner, verständigere Menschenschlag und leben in ihrer Heimat, dem 17.290 km<sup>2</sup> großen Swasiland, das britisches Schutzgebiet ist, unter einem gemeinsamen König oder Oberhäuptling, namens Sobhuza. Lomawa, die Königmutter, gilt als eine sehr kluge und tatkräftige Frau. Ihr wird das Geheimnis der regenbringenden „Medizin“ zugeschrieben. Zur Zeit der Trockenheit kommen viele Eingeborene mit Geschenken zu ihr, nicht nur aus dem Swasilande, sondern auch von fernen Gegenden und flehen sie an, Regen zu machen. Lomawas kräftiger „Medizin“ wird die ziemlich hohe jährliche Regenmenge des Swasilandes zugeschrieben.

#### 4. Belfast.

Im letzten Jahre wurde Belfast eigener Distrikt durch Vostrennung von Gebietsteilen der umliegenden Distrikte. Belfast ist der am zentralsten gelegene Ort der Präfektur, zugleich Knotenpunkt der Flügelbahn nach Lydenburg. Er ist sehr hoch gelegen, 1971 m über dem Meere, ein beliebter, kühler Sommeraufenthalt. Nach einem Regen, auch im Hochsommer, wird es hier gleich so kalt, daß man einheizen muß.

#### 5. Bethal und Carolina.

Bethal und Carolina sind kleine, weniger wichtige Distrikte, die hauptsächlich Landwirtschaft und Viehzucht betreiben.

#### 6. Ermelo.

Ermelo ist einer der größten Orte der Präfektur mit 3000 weißen Einwohnern, vorwiegend Buren. Hier sind an 60 Katholiken. Die bayrischen Dominikanerinnen haben hier ein großes Grundstück angekauft, um später eine Klosterschule zu errichten.

#### 7. Piet Retief.

Der Distrikt Piet Retief im äußersten Südosten der Mission weist viele deutsche Farmer auf, ausschließlich Nichtkatholiken.

#### 8. Standerton und Wafferstroom.

Der Distrikt Standerton schließt das Tal des Baalflusses ein, und der Distrikt Wafferstroom stößt daran; beide Bezirke sind stark von burischer Bevölkerung durchsetzt, deren Vorfahren sich hier gleich nach Überschreitung des Baal niederließen.

#### 9. Middelburg.

Middelburg mit etwa 70 Katholiken besaß vor Jahren ein kleines katholisches Kirchlein, das abbrannte. Die Gläubigen planen, mit der von der Feuerversicherung erhaltenen Summe und anderen gesammelten Geldern eine neue Kirche zu bauen. Auch wünschen sie dringend die Niederlassung eines weiblichen Ordens zwecks Eröffnung einer Klosterschule für die zahlreiche Jugend. Middelburg ist hübsch gelegen an einem kleinen Zufluß des Olifant, der zu einem künstlichen See aufgestaut ist.

(Schluß folgt.)

## Das Gottesgericht oder die Unschuldsproben bei den Eingeborenen Afrikas.

Von Hochw. P. Bernhard Zorn, F. S. C.

Was man unter „Gottesgericht“ zu verstehen hat, dürfte zur Genüge bekannt sein. Jedenfalls wird aus den angeführten Beispielen aus dem praktischen Leben hiesiger Eingeborener das Wesen desselben klar werden.

In allen Fällen handelt es sich um wirkliche oder vermeintliche Verbrecher oder aus Haß und Meid fälschlich angeklagte Neger. Auf außergewöhnliche Weise, sagen wir besser durch Eingreifen höherer Mächte, sollen sie ihre Unschuld beweisen. Es ist klar, daß diese Art von Gerechtigkeit nicht die wahre sein kann, da sie, von anderen Gründen ganz abgesehen, meist auf

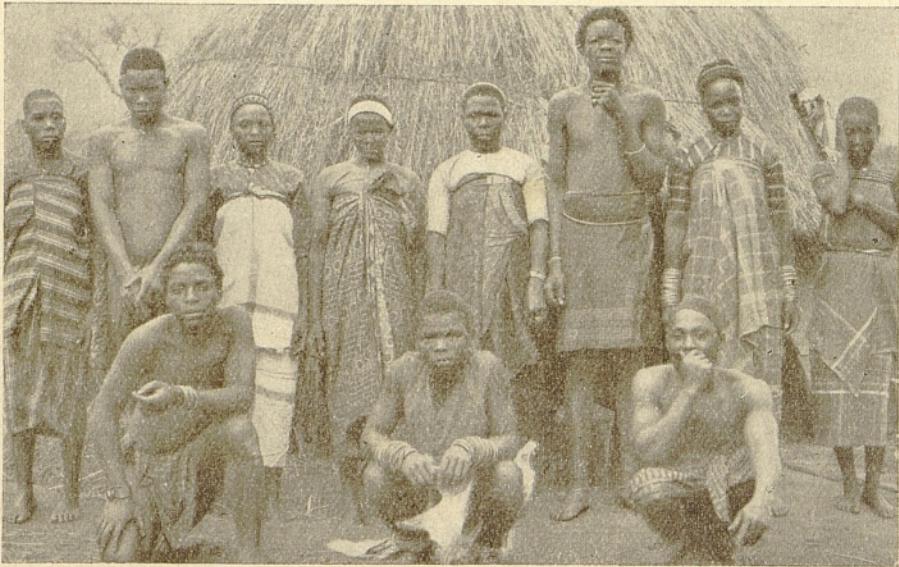
Überglauben beruht und von verschiedenen Leidenschaften diktiert und geleitet, nicht zum vorgeschützten Ziele führen kann. Die Opfer sind gewöhnlich schon endgültig verurteilt, bevor die Probe noch begonnen.

#### Die Giftprobe.

Jemand soll ein Verbrechen begangen haben und wird deshalb beim Häuptling angeklagt. Ich will einige von den gewöhnlich vorgeschützten Verbrechen anführen. Einem Anhänger oder Verwandten des Häuptlings stirbt plötzlich eine Frau oder ein Kind oder es wird das Vieh

krank: da muß Zauberei im Spiele sein oder ein böses Auge! Der oder die Schuldige muß herausgefunden werden! Oder die bevorzugte Frau eines Potentaten bleibt fruchtlos: Eine Nebenfrau muß sie aus Rache verhext haben. Der Zauberer muß die Schuldige herausfinden. Er oder der Leidtragende bezeichnet stets diejenige als verdächtig, die er am wenigsten leiden kann, die er vielleicht schon lange aus dem Wege schaffen wollte. Häufiger noch wird

Dosis des zubereiteten Giftes zu sich zu nehmen. Ist sie unschuldig, so wird ihr gesagt, so könne ihr ja kein Gift schaden, da höhere Mächte es ihr unschädlich machen würden. Ist sie hingegen schuldig, so müsse sie ihre Strafe dafür empfangen und sterben. Nur durch ein Wunder oder durch sonderbaren Zufall kann das Opfer gerettet werden: zum Beispiel, wenn die Person zufällig zum Erbrechen geneigt ist. Aber auch in diesem Falle, d. h. wenn sie diesmal die Gift-



Swazineger.

jemand beschuldigt, wenn dem Häuptling selbst irgend ein größeres Unglück trifft. Das sind dann gewünschte Gelegenheiten, sich unliebsamer Personen unter dem Scheine der Gerechtigkeit zu entledigen.

Also der Zauberer kommt und, wie ihm gewöhnlich vorher angedeutet worden, bezeichnet er irgend jemand als verdächtig. Dieser wird vorgeladen, sich zu einer bestimmten Stunde an einem bezeichneten Ort einzufinden. Gewisse, sehr giftige Kräuter sind schon vorbereitet. Erscheint die bezeichnete Person, so wird ihr kurz ihr wahres oder erfundenes Verbrechen vorgehalten. Sie wird aufgefordert, eine starke

probe bestecht, ist sie nicht für immer ihres Lebens sicher; denn bald wird man sie unter irgend einem Vorwande einer anderen Probe unterwerfen, der sie dann unfehlbar erliegen wird.

Einmal scheint wirklich ein Wunder geschehen zu sein. Eine christliche Frau wurde aus Haß wegen ihres Glaubens eines abscheulichen Verbrechens angeklagt und zur Giftprobe gezwungen. Sie beteuerte hoch und standhaft ihre Unschuld, so gut sie konnte; man glaubte ihr nicht. Sie mußte sich der Probe unterwerfen. Im Vertrauen auf Gott und ihre Unschuld nahm sie das Gift, nachdem sie zuerst das heilige Kreuzzeichen dar-

über gemacht und sich dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau, die ja der Schlange den Kopf zertreten, anempfohlen hatte. Sie verspürte nicht das geringste Unwohlsein und wurde wirklich als ganz unschuldig entlassen. Ja, man staunte sehr über ein solches Wunder und sie gewann die Achtung aller Anwesenden und derer, die davon Kenntnis erhielten.

Dies war natürlich nur eine wunderbare Ausnahme. Hunderte gehen bei solchen Gottesgerichten elend zugrunde. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste, wenn die Opfer bald sterben würden. In den allermeisten Fällen nimmt sie das Gift nur so stark her, daß sie unfehlbar für ihr ganzes Leben ruiniert sind. Sobald man sie als verloren ansieht, schleppt man sie hinaus in den Wald oder aufs freie Feld und überläßt sie ihrem Schicksal. Keine Speise, kein Wasser, nichts wird ihnen gegeben. Niemand, selbst die nächsten Verwandten nicht, nimmt sich eines so Verurteilten mehr an, und so müssen sie elend zugrunde gehen: verhungern oder verdursten, wenn sie nicht von wilden Tieren verzehrt oder von den Ameisen langsam aufgefressen werden. Und das nennt man „Gottesgericht“ oder „Unschuldsproben“!

### Rochendes Wasser.

Noch grausamer ist die Probe mit kochendem Wasser; nicht in dem Sinne, weil die Opfer sicherer dabei sterben, sondern weil sie mehr und länger leiden müssen, bevor sie sterben können. Der Prozeß ist folgender: Die angeklagte Person muß mit einer Bürde Holz auf einen freien Platz mitten im Dorfe gehen, wo der Zauberer den Häuptling, die interessierten Personen und viele Neugierige versammelt hat. Der Zauberer ist abscheulich und hunt mit allem Möglichen und Unmöglichem geschmückt, so daß er in den Augen der Eingeborenen einem übernatürlichen Wesen ähnlich erscheint. Auf drei Steinen steht ein großer, irdener Topf, bis an den Rand mit Wasser angefüllt. Kommt der Angeklagte (oft sind es auch mehrere zugleich)

an, so wird er in den Kreis, ganz nahe an den Topf geführt. Das mitgebrachte Holz wird unter den Topf gelegt, angezündet, und so lange davon nachgelegt, bis das Wasser stark siedet. Jetzt nimmt der Zauberer (bei den Zuluaffern „isangomä“ genannt) einen kleinen, runden Stein aus seiner Tasche, zeigt ihn unter höhnischen Lächeln den Zuschauern und läßt ihn langsam ins kochende Wasser fallen. Der Angeklagte, oder wenn deren mehrere sind, jeder der Reihe nach, muß mit der bloßen Hand und nacktem Arm in das siedende Wasser greifen und den Stein herausnehmen. Ist dies geschehen, untersucht der Zauberer Hand und Arm, um zu sehen, ob irgend eine Verletzung vorhanden. Natürlich ist das immer der Fall.

Ist die Probe ungünstig ausgefallen, so muß der für schuldig Befundene zuerst den Zauberer gut bezahlen. Dann wird er vom Häuptlinge nach dessen Gutdünken verurteilt; entweder zum Tode durch Gift, Dolch oder Lanze oder auf irgend eine andere Weise. Bemerkt muß werden, daß nicht alle zum Tode verurteilt werden. Ist das Opfer reich an Rindern, hat es begehrenswerte Töchter oder einen guten Viehstand, so interessieren diese Sachen den Häuptling mehr. Er schenkt dem Opfer großmütig das Leben, nimmt ihm dafür jedoch alles oder fast alles weg. Das ist oft härter und beschämender, um so härter und demütigender, je reicher und angesehenener das Opfer früher gewesen.

Mitunter gelingt es einigen, nachdem sie merken, daß sie sich bei der Probe die Hand verbrannt, schnell die Flucht zu ergreifen und wirklich zu entkommen. Dadurch retten sie zwar momentan ihr Leben, doch bleiben sie gewöhnlich für immer ruiniert, da ihre Flucht als sicheres Zeichen ihrer Schuld angesehen wird. Der Häuptling nimmt sofort Haus und Hof und alles, was jener besessen, und erklärt ihn als geächtet.

In diesen Fällen dürfte es schwierig sein, auch nur eine Spur von Gerechtigkeit zu ent-

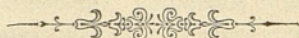
decken. Und doch gibt es noch immer geſcheite Europäer, die behaupten, man möge die Schwarzen ſich ſelbſt überlaſſen, ihnen keine Kultur aufdrängen, auch keine neue Religion; ſie ſeien, ſo wie ſie ſind, zufrieden und glücklich.

### Feuerprobe.

Wilde Tiere und auch großes Edelwild pflegen einen Ort zu haben, wo ſie ſich mit Vorliebe verſammeln und gewöhnlich für längere Zeit aufhalten. Solche Stellen ſind z. B. eine dichtſtehende Baumgruppe, ein Tälchen, das mit dichtem Strauchwerk und hohem Gras bewachſen iſt. Auch mitunter ein kleines Hochplateau, das rings herum ſteile Abhänge hat und ſo eine ziemlich ſichere Stellung bietet. Von Zeit zu Zeit werden ſolche Plätze von den Eingeborenen belagert. Man könnte dieſes mit unſeren wohlbekanntem Treibjagden vergleichen. Der Zweck iſt auch derſelbe: um recht viel Wild (Fleiſch) zu bekommen oder dem zu ſchnellen und gefährlichen Zuwachs Einhalt zu tun, dann auch, und das nicht an letzter Stelle, aus Vergnügen am Sport.

Wie fangen ſie das an? Lange vorher wird viel dürres Gras, Reiſig und trockenes Holz geſammelt und faſt wie zufällig um die gedachte Stelle herumgelegt. Sind alle Teilnehmer benachrichtigt und haben ſich alle mit Lanzen, Speeren, Bogen und Pfeilen verſehen, ſo umſtellen ſie den Ort. Auf ein gegebenes Zeichen — nicht früher und nicht ſpäter! — müſſen alle ringsherum gleichzeitig Feuer anlegen, das bald hoch auſlodert und die Tiere erſchreckt. In wilder Verzweiflung rennen ſie durcheinander und jedes ſucht nach einem Ausweg. Aber es gibt keinen! Überall iſt Feuer, die Gefahr gleich groß. Viele kommen im Feuer um. Die größten und mutigſten wagen den Ausfall, werden jedoch leicht von den ſie umzingelnden Eingeborenen niedergemacht, wenigſtens verwundet, und ein verwundetes Wild

finden die Eingeborenen immer, wenn auch erſt nach ein paar Tagen ſorgfältigen Suchens! Nun kommt es aber auch vor, daß das ganze Unternehmen entweder ganz oder doch zum großen Teil mißlingt. Wer iſt ſchuld daran? Gewöhnlich einer oder mehrere, die aus Unachſamkeit oder auch wohl aus übergroßem Eifer oder gar aus Bosheit das Feuer an einer Seite zu früh oder zu ſpät anzündeten. Das Wild ſieht oder wittert das Feuer, es rennt vereint nach der entgegengeſetzten Seite, wo es natürlich durch- und davonkommt, wenn nicht alle, ſo doch die meiſten. Das iſt erklärlich: da ſie ſo zahlreich, der Treiber aber auf jener Seite zu wenig, können letztere der Situation nicht mehr Herr werden und, nachdem ſie erlegt, was ſie konnten, beginnt die Jagd auf die ſchuldigen und fahrläſſigen Jäger. Natürlich müſſen ſie dort zu finden ſein, wo das Feuer zu früh oder zu ſpät angezündet wurde. Hat man ſie gefunden, werden ſie vor eine Art Kriegsgericht gebracht. Da müſſen ſie nun Rede und Antwort ſtehen. Um die „Wahrheit“ zu erfahren, wird gewöhnlich für dieſes Vergehen die Feuerprobe angewendet. Meiſt wird der Zauberer gerufen (manchmal aber ſitzt der Häuptling ſelbſt zu Gericht). Man nimmt einen ſtarken Feuerbrand aus der Glut. Die Verdächtigen müſſen mit der Zunge ſo lange und ſo oft den glühenden Teil des Holzstückes belecken, biß die Glut ganz ausgelöſcht iſt. Iſt auch keine Spur von Feuer mehr zu ſehen, ſo tritt der Richter hinzu, unterſucht zuerſt das Holz, ob auch wirklich kein Funke mehr daran iſt, und dann die Zunge des Delinquenten, ob ſie in keiner Weiſe verletzt iſt. Dann folgt das Urteil. Faſt immer iſt das Opfer ſo hart mitgenommen, daß es den Folgen der Brandwunden bald erliegen muß! Iſt das nicht der Fall, ſo wird es entweder doch gemordet oder im günſtigſten Falle ſo ſchwer an Hab und Gut geſchädigt, daß es nie wieder auf einen grünen Zweig kommen kann.







## Umschau.



### Rundschreiben des Heiligen Vaters über die Kirchenverfolgung in Mexiko.

Am 18. November v. J. hat Pius XI. an die Erzbischöfe und Bischöfe des Erdkreises ein bedeutungsvolles Rundschreiben über die Kirchenverfolgung in den mexikanischen Staaten erlassen.

Mexiko zählt 15 Millionen Katholiken. Seit

Amtes gehindert, mißhandelt, eingekerkert und erschossen. Zeitungsnachrichten besagen, daß bereits 102 Priester das Leben verloren haben. Auch die meisten Bischöfe befinden sich in staatlichem Gewahrsam. Sogar die päpstlichen Gesandten wurden des Landes verwiesen. Die katholischen Schulen und kirchlichen Anstalten sind geschlossen. Das gesamte Eigentum der



Vapebifrauen.

zwei Jahren steht an der Spitze dieses Bundesstaates Elias Galles, ein eingefleischter Bolschewist. Anfänglich Schulmeister, später Revolutionsgeneral und Gouverneur, gebärdete er sich von jeher als wütender Kirchenhasser und gewalttätiger Katholikenverfolger. Nachdem er am 1. Dezember 1924 sein Amt als Bundespräsident angetreten hatte, unternahm er alsbald die Durchführung der freimaurerischen Kulturkampfgesetze der Verfassung von 1917, die jedem göttlichen und menschlichen Gesetze höhnsprechen. Die katholischen Priester und Ordensleute wurden teils aus dem Lande vertrieben, teils an der Ausübung ihres heiligen

Kirche verfiel der Beschlagnahme. Keine katholische Zeitung darf mehr erscheinen. Nach der Geistlichkeit wendet sich die Wut der Verfolger namentlich gegen die katholischen Vereine und Organisationen. Wie viele treue Katholiken schon ihr Leben eingebüßt haben, läßt sich infolge der Abschließung des Landes von der Außenwelt und der unglaublichen Verlogenheit der mexikanischen Machthaber nicht feststellen. Raub, Plünderung, Vergewaltigung und Mord sind an der Tagesordnung. Obwohl man mit allen Mitteln der Gewalt eine Kirchenspaltung hervorzurufen bestrebt ist, bleibt das Volk im Glauben standhaft und bietet wie eine feste

Mauer dem Sturme der Verfolgung Trotz, ja viele Laie und Gleichgültige bekunden jetzt einen unerwarteten religiösen Eifer. Außer Sowjetrußland, das zahlreiche Juden nach Mexiko entsendet, bildet fraglos die Freimaurerei eine Hauptstütze des mexikanischen Diktators und seiner Regierung. Die Loge der Vereinigten Staaten hat erklärt, daß nebst den Vorgängen im Völkerbund nichts sie so sehr interessiere als die kulturkämpferischen Maßnahmen ihres Günstlings Calles und sie dankte dem nordamerikanischen Präsidenten Coolidge dafür, daß er sich in die mexikanischen Verhältnisse nicht einmische.

Haarsträubende Sakrilegien werden gegen das Allerheiligste Altarsakrament verübt. In Noria de Angeles entriß beispielsweise ein Offizier dem Priester das Gefäß mit den heiligen Hostien und verzehrte sie auf öffentlichem Platze zugleich mit Sardinen.

In seinem Rundschreiben belobt der Heilige Vater die Glaubensstreue und Leidensstärke der mexikanischen Katholiken und zollt den katholischen Organisationen, vor allem den Kolombusrittern, seine höchste Anerkennung. Mit Genugtuung betont der Papst, daß von den 4000 Priestern nur der eine oder andere sich unwürdig erwiesen habe. Er ermahnt Priester und Volk zur Ausdauer und Geduld und weist sie hin auf die göttliche Verheißung des Endsieges der Kirche in allen Zeitstürmen.

Auch die Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe Nordamerikas haben ein gemeinsames Hirten-schreiben veröffentlicht, in dem sie das ungerechte und unehrliche Vorgehen der mexikanischen Regierung brandmarken und die Verdienste der Kirche um die Kultivierung und Zivildisierung Mexikos in das gebührende Licht rücken.

**Gesamtzahl der Katholiken.** Nach einer englischen Zusammenstellung beträgt die Zahl der Katholiken 324,328.000; davon leben in Europa 190,779.000, in Amerika 112,790.000, in Asien 15,416.000, in Australien 2,070.000,

der Rest 3,273.000 entfiel auf Afrika. Die Zeitschrift für Missionswissenschaft (Heft 2, 1926) beziffert die afrikanischen Katholiken der Propagandagebiete auf 2,704.149 und verzeichnet für Gesamtafrika 4,015.332 Getaufte.

**Wachstum der Kirche in England.** Während die Bevölkerungsziffer seit 1870 von 20 Millionen auf 38 Millionen, also um 90 Prozent gestiegen ist, weist der katholische Volksteil eine Zunahme von 170 Prozent auf. Diese erfreuliche Tatsache findet ihre Erklärung in den vielen Übertritten von der englischen Landeskirche zur katholischen Mutterkirche. Im Jahre 1925 erfolgten bei 12.000 Übertritte. Eine französische Quelle berechnet die Zahl der Katholiken im eigentlichen England auf 1,965.782, in Schottland auf 601.304, in Irland auf 3,242.670.

Das gesamte britische Weltreich zählt 38 Erzbischöfe, 117 Bischöfe und 14,960.742 Katholiken.

**Die Missionsgebiete der deutschsprachigen Glaubensboten.** Im verfloßenen Jahre waren den reichsdeutschen, österreichischen und deutschschweizerischen Missionären 43 selbständige Missionsgebiete zugeteilt und zwar 14 Apostolische Vikariate, 17 Apostolische Präfecturen und 12 Missionen. Von diesen Missionsgebieten liegen 11 in China, 6 in Japan und Korea, 3 auf den Philippinen, 4 in Siam, 13 in Afrika und 6 in Amerika. Das Missionspersonal belief sich auf 584 Priester, 452 Laienbrüder und 1076 Schwestern. Da jedoch sehr viele deutschsprachige Glaubensboten unter ausländischen Missionsleitungen arbeiten, so dürfte die Gesamtsumme rund 750 Priester, 600 Brüder und 2500 Schwestern ausmachen. Die Katholikenziffer wurde auf 805.113 errechnet; davon sind 420.000 Weiße. (Katholische Missionen, Dezember 1926.)

**Asien.** Am 25. Dezember ist der Kaiser von Japan gestorben. Yoshito war der 123. Herrscher des Landes der aufgehenden Sonne. Sein Nachfolger, der Erbprinz Hiro-Hito, hatte

bei seinem Aufenthalt in Europa 1921 eine Audienz bei Papst Benedikt XV. Der verstorbene Kaiser zeigte während des Weltkrieges keine Feindseligkeit gegen die deutschen Glaubensboten. Sie konnten sowohl der Seelsorge als auch der Schultätigkeit obliegen. Nach dem Kriege schickte er einen Gesandten nach Rom, um mit dem Heiligen Stuhle die Angelegenheiten der deutschen Missionäre zu regeln. Die japanische Regierung bestritt auch die Reiseauslagen spanischer Missionäre und leistete Beisteuern für Kirchen und Kultzwecke. (Osservatore Romano Nr. 300.)

**Australien.** Bis zu dem 1928 in Sidney stattfindenden Eucharistischen Kongreß sollen drei neue Dome fertiggestellt werden. Das abgelaufene Jahr brachte viele neue Schulgründungen der verschiedenen Orden. Von besonderer Bedeutung sind die Industrieschulen

der Jozefsbrüder. Die Zahl der Priester beläuft sich auf 1413. Alljährlich gehen aus den Seminarien rund 200 Neupriester hervor.

**Amerika.** Im Jahre 1918 wurde in den Vereinigten Staaten der Missionskreuzzug der katholischen Studenten ins Leben gerufen. Sein Zweck besteht in der geistigen und materiellen Förderung des Missionswerkes. Welch herrlichen Eifer die Studenten an den Tag legen, zeigt die der Vatikanischen Missionsausstellung überreichte Statistik, woraus wir auszugsweise entnehmen, daß die Mitglieder des Verbandes 2,464.690 heilige Kommunionen, fast 9 Millionen Messen, an 7 Millionen Rosenkränze und viele Millionen von sonstigen Gebeten, von Abtötungen und Erholungstunden für die Missionen aufgeopfert und einen Gelbbetrag von 572.162 Dollar gesammelt haben. Der Missionskreuzzug zählt 412.000 Teilnehmer.



## Der Zauberer der Bahiri.

Eine Erzählung aus Kamerun von P. Johannes Edmonts S. C. J.\*

(Fortsetzung.)



P. Breuer hatte entsetzt den Ausführungen zugehört. Es wirbelte ihm im Kopf. So etwas hatte er nicht für möglich gehalten. Uambi sollte ein Mörder sein? Gewiß war der Knabe zu allerhand Streichen fähig, aber Mörder war er ganz sicher nicht geworden!

„Ist denn keine andere Erklärung zu finden?“ fragte ganz tonlos P. Breuer, der das Ungeheuerliche gar nicht fassen konnte. „Eine andere Möglichkeit? Ich wüßte nicht welche“, entgegnete der Missionsobere. „Alles spricht gegen den Bahiriknaben. Niemand zweifelt daran, daß er die schandvolle Tat vollbrachte.“ — „Ich aber wohl. Die Verdachtsgründe sprechen zwar stark gegen ihn, aber es kann nicht sein.“

„So, nun geh in dein Zimmer und ruhe dich aus“, sagte begütigend P. Hermanns zu seinem Mitbruder. Wie gebrochen wankte der heimgekehrte Missionär in sein Zimmer und legte sich angekleidet auf sein Bett. Schlafen

konnte er nicht. Von einer Seite wälzte er sich auf die andere. Er stöhnte auf vor Weh und Leid. So schwer war ihm noch nie gewesen.

Noch ein anderer fand in dieser Nacht keine Ruhe: Majiko, sein Boy, der von den schwarzen Schülern der einzige war, mit dem Uambi freundschaftlich verkehrte und von dem er eine Belehrung und einen stillen Verweis annahm. Majiko hatte den Vater auf seiner Reise begleitet und saß mit den anderen Boys in der Küche. Mitten in seiner lebhaften Schilderung der Reiseerlebnisse erinnerte er sich Uambis und fragte: „Aber Jenjo, wo ist denn Uambi? Ist er krank? Oder hat ihn P. Hermanns fortgeschickt?“ — „Nein, das nicht, er ist weder krank noch wurde er fortgeschickt. Er ist fortgegangen und nach Bahiri zurückgekehrt. Wir sind froh, daß er fort ist!“ — „Hat er wieder einen dummen Streich verübt?“ — „Einen sehr dummen, und es war gut, daß er sich fortmachte. Den Jenjo hat er heimlich

\* Mit gütiger Druckerlaubnis der Aachener Missionsdruckerei A.-G., Aachen (Nhb.).

erschlagen und irgendwo vergraben, niemand weiß, wo."

Lenjo erzählte nun den ganzen Hergang der geheimnisvollen Mordtat und schloß dann: „Es ist gut, daß Ulambi nun endlich fort ist. Ich konnte ihn schon deshalb nicht leiden, weil der Pater Breuer ihn immer bevorzugte.“

Majito hatte keine Lust mehr am Erzählen, er legte sich still und nachdenklich zur Ruhe, fand aber keinen Schlaf, weil er sich mit der schrecklichen Mordtat beschäftigte und nachsann, ob das Verschwinden Ulambis nicht auf eine andere Ursache zurückgeführt werden könne. Von der Unschuld seines Freundes war er überzeugt. „Gewiß, Ulambi war zu allen Streichen fähig, aber zu einer solchen Tat nicht. Im Lande der Schwarzen geschehen seltsame Dinge, bei denen entweder der Teufel oder aber ein Zauberer seine Hand im Spiele hat. Ich werde morgen P. Breuer sprechen, der wird mir recht geben und mit mir suchen. Ulambi hat den Jenjo nicht totgeschlagen. Mögen die anderen sagen, was sie wollen.“

\* \* \*

In Dpolinda herrschte recht gedrückte Stimmung. Unter der schwarzen Schuljugend war die Nachricht von der baldigen Abreise des beliebten Lehrers bekannt geworden, der nun mit Hunderten von Fragen bestürmt wurde, ob es denn wirklich wahr sei, ob sich nicht ein anderer Pater für Bahiri finde, ob der Bischof die Versetzung nicht rückgängig machen würde, wenn sie ihm einen langen Brief mit vielen Unterschriften schickten, und dergleichen kindliche Fragen mehr. Waren die Buben unter sich, dann hörte man manchmal den Wunsch, P. Hermanns, der Obere der Mission, möge nur ziehen, aber ihr Pater, ihr guter Lehrer, müsse bleiben.

Die Stimmung der schwarzen Buben war leicht erklärlich. P. Breuer, der stets unter der Jugend war, in der Schule, beim Spiel, bei der Arbeit, hatte einen jugendlich heiteren Charakter. Er lachte und scherzte mit den Buben, spielte mit ihnen, als wäre er selber noch ein Bub von zwölf Jahren. Er hatte ein mitfühlendes Herz, und deshalb schlugen ihm auch alle Herzen entgegen, während P. Hermanns ein mehr verschlossener Charakter war, etwas brummig und knurrig, etwas mißtrauisch und unzugänglich. Zwar meinte auch er es gut mit den schwarzen Buben, sorgte bestens für Nahrung

und Kleidung, dachte und sann nur auf das Wohl der ihm anvertrauten Station, aber das Herz der schwarzen Jugend gehörte dem Pater Breuer. Und nun sollten sie ihren väterlichen Freund, ihren unentbehrlichen P. Breuer entbehren müssen!

Und trotzdem rückte die Zeit des Abschieds immer näher. P. Heilmann, den der Bischof als Ersatzmann schickte, kam schon bald in Dpolinda an, mußte sich aber zuerst in die neue Sprache hineinstudieren. Von P. Breuer wurde er in den Aufbau der Sprache und in den Schulbetrieb sowie in die sonstigen Obliegenheiten seines Antees eingeführt, und dann war eines Tages der Abschied da, zu dem sogar der Häuptling und manche heidnische Dpolindaleute sich einfanden. Von den Schülern hatte mancher eine Träne im Auge. Die beiden Patres und die ganze Jugend begleiteten den abreisenden Missionär bis zum nächsten Dpolindadorf, wo er nochmals allen die Hand drückte und die Buben ermahnte, dem Missionsobern sowie dem neuen Lehrer stets folgsam zu sein, da sie mit ebensoviel Liebe und Hingabe wie er auf ihr Wohl bedacht seien.

Traurig kehrten die schwarzen Buben nach Dpolinda zurück. P. Breuer merkte erst jetzt die Schwere des Abschieds, aber die Hoffnung, bei den Bahiri vielleicht den verschollenen Ulambi wiederzusehen, erfüllte ihn mit neuem Lebensmut. Auch Mojika, der den Pater nebst Remba und einigen Trägern begleitete, hoffte zuversichtlich, seinen Freund Ulambi bei den Bahiri wiederzufinden und sogar das geheimnisvolle Verschwinden Jenjos aufklären zu können. Nach wie vor glaubte er fest an die Unschuld seines Freundes.

## 2. Kapitel.

### Seltene Entdeckungen.

Kurze Inhaltsangabe: Die kleine Karawane hatte einen beschwerlichen Marsch zurückgelegt über hohe Berge und durch tief eingeschnittene Täler, bis sie endlich am Abende des fünften Tages das Schodagebirge erreichte, das zum Gebiete der Bahiri gehörte. Maopi, der Aufseher der Träger, fand auf dem Wege eine Perlenkette, die P. Breuer als den Rosenkranz seines Katechisten Jenjo wiedererkannte. Wer hatte den Rosenkranz hier verloren, Ulambi oder Jenjo? Pater Breuer fand keine Erklärung. Sie waren auf der Spur nach den Vermissten, aber er wußte nicht, ob es eine gute war. Majito hingegen, der Freund Ulambis, war voller Freude und nur noch mehr bestärkt in seiner Überzeugung von der Unschuld des Bahiritribunen. Er suchte dem Missionär eine Erklärung

des geheimnisvollen Verschwindens des Buben zu geben: Vor einigen Wochen waren Bahirileute in Dpolinda gewesen, hatten auch mit Uambi gesprochen und ihn zu überreden gesucht, mit ihnen zu seinem Vater zurückzukehren. Aber Uambi wollte erst Christ werden und ging nicht mit. War es nun nicht möglich, daß sie nach einiger Zeit zurückgekehrt und den Knaben mit Gewalt entführt, Jenjo aber, der sich der Entführung widersetzt, getötet oder mit sich genommen hatten? P. Breuer hielt diese Erklärung nicht für unmöglich und faßte selbst wieder Hoffnung, seinen kleinen Liebling in Buabengi bei seinem Vater wiederzufinden. Am Abende des fünften Tages lagerte die Karawane bereits im Gebiete der Bahiri auf einer steilen Anhöhe im Walde. Die Träger waren in recht gedrückter Stimmung, denn sie fürchteten den wilden Bahiristamm. „Ja die Bahiri“, sagte einer der Leute, „sind keine Menschen! Jedes Kind bei uns weiß, daß sie die alten Leute schlachten und aufessen und daß sie mit dem ebenso häßlichen Stamm der Batwila

sich zum dritten Mal wiederholte, glaubte er, den Vater wecken zu müssen. Ein eifriger Schrecken überlief ihn, denn er meinte die Stimme Uambis erkannt zu haben.

„Mein Vater!“ sagte er leise, indem er den Vater anstieß. „Was gibt's? Hast du mich geweckt, Majiko?“ — „Ja, steh auf! Ich habe die Stimme Uambis gehört.“ — „Die Stimme Uambis? Wo denn?“ — „Es war mir, als komme sie unten aus dem Abgrund.“ Beide lauschten gespannt und aufmerksam hinab in die Tiefe, aber kein Ruf war zu hören. Alles blieb still und ruhig.

„Majiko, du hast dich gewiß geirrt.“ — „Nein, mein Vater, ich habe es deutlich gehört, doch kann es sein, daß es nicht die Stimme



Eingehorenenschule von Witbank.

ihre Toten austauschen, um sie zu verpeisen. Und nun sollen wir dahin gehen! Ihr werdet sehen, daß das kein gutes Ende nimmt.“ P. Breuer lachte über ihre Furcht; er wußte, daß die Bahiri keine Menschenfresser waren, und zudem war er vom Häuptling eingeladen worden, eine Station in seinem Gebiete zu gründen. Und schließlich hatte er für den Notfall sein Gewehr, vor dem alle Schwarzen eine unheimliche Angst haben. Er sorgte noch für die Instandhaltung der Nachtfeuer, verteilte die Wachen und hüllte sich zum Schlafen in seine Decken ein.

\* \* \*

Es mochte in der Hälfte der zweiten Wache sein, die Majiko hatte. Aufmerksam horchte er in die Nacht hinaus. Auf einmal meinte er eine Stimme zu hören. Gespannt horchte er auf und hörte nach einer Weile die Stimme zum zweiten Male. Es klang wie das Stöhnen eines kranken Menschen. Und als dieses Stöhnen

Uambis war.“ Wieder folgte eine lange Pause angestregten Horchens, und als sich kein Ruf mehr hören ließ, legte sich P. Breuer wieder in seinen Reifestuhl. Raun hatte er die Augen zugemacht, als das seltsame Stöhnen wieder zu hören war. Schnell sprang der Missionär auf und sagte: „Du hast doch recht gehabt, Majiko, auch ich vernahm nun deutlich den Ruf. Doch kam er nicht von dieser, sondern von der entgegengesetzten Seite. Die Stimme Uambis war es auf keinen Fall. Ja, ich bin nicht einmal sicher, ob es eine menschliche oder eine Tierstimme war. Wecke schnell, aber leise den Kembä und Maopi!“

Zu vierten wollten sie nun die Umgegend absuchen, als der Ruf wieder ertönte, lauter und deutlicher als vorher. Das war eine menschliche Stimme. P. Breuer war unerschrocken,

was er tun sollte. Der Ruf war jetzt wieder aus einer andern Richtung gekommen. Sollte vielleicht irgendein feindlicher Anschlag drohen? Zwar hatte es sich angehört, wie wenn ein Mensch in Not ist, aber wie war es dann zu erklären, daß der Hilferuf jedesmal aus einer andern Richtung kam! Es hieß vorsichtig sein. Mit Maopi und Majiko begab der Vater sich auf die Suche. Entschlossen nahm er sein Gewehr zur Hand und drang nach der Seite vor, woher der letzte Ruf erklingen war, fand aber nichts. Da erscholl abermals der Hilferuf, aber diesmal wiederum von einer andern Seite. Schnell eilten die drei nun dorthin, aber auch da fanden sie nichts. Majiko hielt beide Hände an den Mund und rief: „Wer und wo bist du?“ Keine Antwort erfolgte. Alles blieb ruhig. Nach einer Weile wiederholte er: „Wer und wo bist du?“ Wiederum ohne Erfolg, es war nichts mehr zu hören und so standen sie vom Suchen ab, es war zwecklos.

„Das ist gewiß eine Geisterstimme“, jagte Maopi, Führer der Träger; „das nimmt kein gutes Ende, Weißer. Diese geheimnisvollen Rufe bedeuten nichts Gutes, und es ist zu befürchten, daß die Träger nicht weiter mit dir gehen wollen.“ — „So schlimm wird's nicht sein, Maopi. Ich habe mein Gewehr bei mir.“ — „Dein Gewehr! Was nützt da ein Gewehr. Willst du etwa die geheime Zaubergewalt, die hier umgeht, erschließen? Sie ist überall und nirgends. Sie steht neben dir und du siehst sie nicht. Sie spricht wie ein Mensch und ist doch unsichtbar wie ein Geist. Dein Gewehr nützt dir nichts.“ — „Eine solche Zaubermacht muß etwas Graußiges sein, doch glaube ich nicht daran, Maopi.“ — „Um so schlimmer für dich und uns alle. Jedes Kind in Dpolinda weiß, daß die Bahiri Menschenfresser sind, du aber glaubst es nicht eher, als bis du selbst und wir alle mit Haut und Haar verspeißt werden.“ — „Hab keine Angst, Maopi! Von Ulambi weiß ich ganz gewiß, daß die Bahiri keine Menschenfresser sind. Geh nur und leg' dich schlafen, ich werde über euch wachen.“

Die Leute legten sich wieder neben das Feuer und fielen nach und nach in Schlaf, während der Vater die letzte Nachtwache übernahm und ängstlich auf jedes Geräusch aufpaßte. Ohne Störung ging die Nacht vorüber, und die Sonne rüstete sich zum Aufgang.

Nach der heiligen Messe, die im Freien

gehalten wurde, suchten sie die Gegend nochmals ab, fanden aber nichts, was ihnen Aufschluß über das geheimnisvolle Nachterlebnis gebracht hätte.

Aller Voraussicht nach mußten sie bereits gegen Mittag in Buabengi sein. Gewöhnlich pflegte nun P. Breuer zwei Boten vorauszuschicken, wenn er auf seinen Reisen in der Nähe eines Dorfes ankam. Aber diesmal wagte er weder dem Majiko noch dem Führer der Träger den Befehl zu geben, es war ihm zu gefährlich. Schon wollte er mit allen zusammen aufbrechen, als der Boy vortrat und sprach: „Wie uns gestern der Führer sagte, werden wir heute gegen Mittag in Buabengi sein. Sonst hast du mich und Maopi immer vorgeschickt, um deine Ankunft dem Häuptling zu melden. Soll denn heute niemand vorausgehen, mein Vater?“

„Heute wird es besser sein, wenn ich sofort mitgehe.“

„Meinst du vielleicht, ich fürchte mich vor den Bahiri?“

„Du wohl nicht, aber desto mehr Maopi, der meint, er werde verpeißt.“

„So laß mich allein die Meldung machen, mein Vater! Ich fürchte mich nicht. Ja, ich bin sicher, den Ulambi in Buabengi anzutreffen und brauche nichts zu fürchten. Es ist übrigens besser, daß der Häuptling von deiner Ankunft unterrichtet ist, damit er gleich die Männer des Dorfes zusammenrufen und dich feierlich empfangen kann. Wenn du aber ganz plötzlich kommst und ihn überrascht, wird er das nicht als eine Unhöflichkeit ansehen?“

Da raffte sich Maopi auf und erklärte sich bereit, sich dem Boy anzuschließen. Seine anfänglichen Befürchtungen schienen durch die mutige Entschlossenheit des jungen Burischen ins Wasser geraten zu sein. So gingen denn die beiden der Karawane voraus, die bald nachher ausbrach, aber wegen der schlechten, steilen Gebirgswege nur langsam vorankamte.

### 3. Kapitel.

#### Anerwarteter Willkomm.

Beschuba, der Häuptling der Bahiri, pflegte morgens gegen neun Uhr die Bahiri zu empfangen und mit Palmwein zu bewirten. Zu diesem Morgenempfang waren alle Bahirimänner zugelassen. Tusa, der Zauberer, war diesmal auch da und setzte die Bahiri mit einer großen

Neugier in Erstaunen: „Hauptling, ich habe einen Traum gehabt.“ — „So? Hoffentlich war es ein guter. Du willst ihn uns gewiß erzählen. Fang nur gleich an.“ — „Ich träumte von wilden Tieren, von Schlangen, von unheimlichen Geschichten, die alle ein blutiges Ende nahmen. Wohl jeder träumt einmal solche Geschichten, aber das Seltsame an der ganzen Sache war ein Weißer mit einem schwarzen Bart, der nach jedem Traum austrat, sein Gewehr anlegte und dann einen Schuß abgab. Und ich sah, wie jeder Schuß einen Bekannten von mir traf. Es war ein schreckliches Bild, das jedesmal sofort verschwand, es war unheimlich.“

Die Neugier der Zuhörer stieg. „Wißt ihr, wer zuerst von der Kugel des Weißen fiel?“ — „Wie können wir es wissen? Erzähle!“ — „Das war ich selber. Die Kugel traf mich mitten in den Kopf hinein. Ich war wie tot und doch sah ich, was weiter geschah.“ — „Erzähle, fahre fort!“

„Die zweite Kugel traf den Hauptling, die dritte den Ketam, dann wurden viele Bigleute, dann viele Bahirimänner, dann sogar viele Frauen und Kinder erschossen. Jede Kugel traf ihr Ziel, und zuletzt verschwand der Weiße mit einem lauten Lachen und rief: ‚Hast du gesehen, Tusa, wie ich schieße, so werde ich es heute tun, wenn ich ins Dorf komme!‘ Ich wurde wach und konnte nicht mehr einschlafen. Der schreckliche Traum raubte mir den Schlaf.“

Gespannt und aufmerksam hatten die Bahiri dem Erzähler zugehört, der, wie man sah, noch etwas zu sagen hatte, denn er machte noch keine Anstalten, sich auf seinen Platz zu begeben. „Erzähle weiter, Tusa, denn du bist noch nicht zu Ende.“ — „Nein, ich bin noch nicht zu Ende. Wenn ich träume und darauf wieder weitereschlafe, dann sind es leere Träume; wenn ich aber nicht mehr einschlafe, dann sind sie gewöhnlich wahr und finden ihre Erfüllung. So war es schon bei meinem Vater, so ist es gewöhnlich auch bei mir, und deshalb glaube ich, daß heute der Weiße von Dpolinda nach Buabengi kommt und großes Unheil anstiftet.“ Der Zauberer hatte ausgerebet. Der Hauptling und die Bigleute sowie die anderen Bahiri schauten sich erstaunt an. Die einen hielten dafür, daß es nur leere Träume seien, aber andere forderten Tusa nochmals auf, ihnen zu sagen, ob er wirklich glaube, daß der Weiße heute ins Dorf komme. „Ja, er wird kommen,

denn ich bin nicht mehr eingeschlafen; also sind diese Träume nicht leer!“ — „Dann würden wir also heute von den Kugeln des Weißen getroffen werden, ich, Ketam und viele Bahiri?“ sagte erschrocken der Hauptling. „Gewiß, alles würde genau so eintreffen, wenn wir den Weißen ins Dorf kommen ließen oder vielmehr, wenn ich das Gewehr des Weißen nicht verzaubere“, sagte stolz Tusa.

Die Stimmung war trotz der Versicherungen des Zauberers, daß er den Weißen hindern würde, seine bösen Absichten auszuüben, ziemlich gedrückt, und die Palmweindiener hatten nicht viel zu tun. Da trat ein Diener an den Hauptling heran und meldete, daß zwei Dpolindaleute beehrten, vorgelassen zu werden.

„Das werden gewiß schon die Boten des Weißen sein!“ flüsterten die Leute sich zu. Der Hauptling wurde ganz aufgeregt. Nachdem er sich mit den Bigleuten besprochen hatte, ließ er die beiden Boten eintreten, die nach Art und Weise der Dpolinda die beiden Hände an die Stirn legten, sich tief verneigten und den Hauptling begrüßten. „Wer seid ihr?“ fragte Beschuba. „Dpolindaleute“, antwortete furchtlos Majiko. „Was wollt ihr von mir?“ — „Der Weiße von Dpolinda ist auf dem Wege nach hier. Wir melden dir seine baldige Ankunft.“

Unter den Anwesenden entstand nun eine lebhafteste Bewegung. Bornige Worte wurden in die Versammlung hineingerufen. Tusa sprang auf und rief: „So ist mein Traum wahr gewesen, diese Leute bringen schon die Bestätigung. Der Weiße ist bereits auf dem Wege.“ — „Wahrhaftig, wenn wir nicht wüßten, daß du ein großer Zauberer wärest, so würde dieser Traum es bezeugen“, sagte einer der Bigleute. Beschuba erhob seine Hand, zum Zeichen, daß er Ruhe verlange. Dann fragte er Majiko: „Du sprichst unsere Sprache. Wo hast du sie gelernt?“ — „In Dpolinda. Ich lernte sie von Ulambi, der mein Freund ist.“ — „Bringt der Weiße ihn mit in seine Heimat?“ fragte neugierig Beschuba. „Ich denke, daß Ulambi bereits seit einiger Zeit hier in Buabengi ist. Ich dachte, ihn hier anzutreffen.“ — „Ihn hier anzutreffen? Ulambi? Der war doch in Dpolinda?“ — „Gewiß, er war in Dpolinda, ist aber nicht mehr dort und muß nun hier sein.“ Die Bahiri schauten sich erstaunt an, als sie das hörten. Am meisten aber erstaunte Beschuba, der darum eine neue Frage stellte: „So ist Ulambi nicht bei der Karawane des Weißen?“ — „Nein.“ — „Und

der Weiße weiß auch nicht, wo er ist?“ — „Nein, aber auch er vermutet, daß er hier ist!“ — „Dann täuscht er sich oder vielmehr er weiß, daß Uambi nicht hier sein kann. Er muß dümmel sein als eine Buschratte, daß er annimmt, wir würden diese Redensarten glauben. Schon ehe du kamst, wußten wir, daß Uambi und noch ein anderer Schwarzer von den beiden Weißen heimlich ermordet wurden!“ Beschuba war zornig und aufgeregt von seinem Stuhle aufgesprungen. Die Zornesader schwellte auf seiner Stirn, die Augen funkelten unheimlich. Er preßte die Lippen aufeinander, griff zu seinem Dolch und erhob ihn, als wolle er die beiden Boten damit durchbohren, dann rief er: „Ha, der Mörder! Er soll sich unterstehen, in unser Dorf einzutreten! Der Schurke ermordet meinen Sohn, und dann wagt er auch noch vor meine Augen zu treten!“ — „Der Weiße ist kein Mörder!“ sagte mutig Majiko und schaute den Wütenden furchtlos an. „Der Weiße ist der beste Mensch, den es gibt. Er liebte Uambi, als wäre er sein eigener Sohn, und wird nicht ruhen, bis er das geheimnisvolle Verschwinden aufgeklärt hat.“ — „Allerdings, geheimnisvoll ist das Verschwinden, so geheimnisvoll, daß kein Mensch auch nur ein Wort von dem glauben wird, was du sagst. Ich will nichts mehr hören. Wenn du noch ein Wort sprichst, fährt dir dieser Dolch zwischen die Rippen. Uambi ist tot! Der Weiße hat ihn ermordet. Was wir nur als Gerücht gehört hatten, bestätigt sich. Eigentlich müßte ich euch beide peitschen und töten lassen, weil ihr es wagt, vor mein Angesicht zu treten. Fort mit euch! Meldet dem Weißen, daß wir von der Mordtat wußten, ehe er nach hier kam. Meldet ihm, daß wir auch bereits Kenntniss davon haben, daß er mit noch schlimmeren Mordgedanken zu uns kommt. Wir wollen nichts mit ihm zu tun haben! Sollte er dennoch wagen, ins Dorf zu kommen, dann wird er den Ort nicht lebend verlassen!“

Da trat der Zauberer vor und sagte mit

zorniger Stimme: „Wie, Häuptling, du willst die beiden entlassen? Soll der Mord an Uambi ohne Rache bleiben? Soll der Weiße sich ohne Strafe für sein Vergehen entfernen dürfen? Erlaube, daß wir die beiden fesseln, dann kommt der Weiße ins Dorf und büßt für seine Schandtath. Ich, Tufa, der Zauberer, will es!“ — „So, du willst es. Ich aber will, daß der Weiße nach Opolinda zurückkehrt, ohne daß ihm ein Leid geschieht. Wir müssen bedenken, daß es sich um einen Weißen handelt, den seine Brüder rächen, wenn wir ihn töten. Ich will keinen Streit mit den Weißen!“ — „Sie sollen nur kommen!“ rief Tufa zornig, „wir werden mit den paar Weißen fertig.“ — „Was ich gesagt habe, bleibt gesagt. Ich will keinen Krieg mit den Weißen, die mit vielen Soldaten und Gewehren in unseren Stamm kommen und die Männer töten, die Frauen und Mädchen aber rauben würden. Ich will kein Wort mehr hören! Wer noch ein Wort sagt, wird heute noch mit meinen Fingern zu tun haben. Ihr zwei aber macht, daß ihr fortkommt. Sagt dem Weißen, daß ich ihn nicht sehen will!“

Als die Boten fort waren, stand der Zauberer auf, zertrat seinen Trinkbecher zum Zeichen, daß er Beschuba nicht fürchte und sagte so laut, daß alle es hören konnten: „Ich bin hier überflüssig und will daher gehen!“ Stolz und erhobenen Hauptes ging er ohne Gruß und ohne Ehrenbezeugung fort. Hätte ein anderer das gewagt, sein letztes Stündlein hätte geschlagen.

Majiko und Maopi kehrten spornstreichs auf demselben Wege, den sie gekommen waren, zum Missionär zurück. Es war ihnen, als ob sie noch immer in Gefahr stünden, und so liefen sie mehr, als sie gingen. Weder Majiko noch Maopi erreichten den Vater. Am Wege lauerte bereits das Verhängnis, dem sie gradewegs in die Arme liefen. Im Lande der Schwarzen geschehen seltsame Dinge! Das sollten die beiden nun selber erleben; seltsame, unheimliche, graufige Dinge. (Fortsetzung folgt.)

